

(Nachdruck verboten.)

## Der Roman einer Verschwörung.

18

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

„Ja“, sagte der Italiener, „wenn Bonaparte auf Sie gehört hätte! Wenn er sich aber den Eingebungen seines ungeheuerlichen Ehrgeizes überläßt, macht er nichts als Dummheiten. Ohne Sie, ohne Sieyès, ohne Talleyrand wäre er niemals etwas geworden. Sie sind die drei Hauptschuldigen. Er ist nur Ihr Werkzeug gewesen, ein Werkzeug, das Sie nicht zerbrechen konnten und das sich nun gegen Sie wendet. Sie sind vielleicht der am meisten Schuldige von den Dreien; denn Talleyrand und Sieyès besaßen keine Kühnheit, keinen Charakter. Sie aber werden von der Geschichte strenger beurtheilt werden, weil Sie nicht eher versucht haben, mit Gefahr Ihres Kopfes Ihr Werk zu zertrümmern . . . Und Sie geben ihm noch gute Rathschläge?“

„Ja, wenn er mich darum bittet. Aber er befolgt sie nicht; er hat sie vor dem spanischen und vor dem russischen Kriege nicht befolgt; er wird sie auch diesmal nicht befolgen. Nach Lützen sagte er zu mir: „Ich bin Berlin näher, als die Verbündeten es dem Rhein sind.“ Er träumt jetzt von einem Marsch nach Berlin, oder von einem Rückzug in Angriffs-haltung, wobei er die Verbündeten zwischen der Oder, der Weichsel, der Ostsee und der französischen Armee einzuschließen gedenkt . . . „Ich werde sie zur Kapitulation zwingen,“ hat er gesagt.“

„Aber hat er nicht eine Rückzugsbewegung nach dem Rhein zu begreifen?“

„Ja, augenblicklich, wegen der Niederlage von Vandamme bei Kulm und von Ney bei Dennewitz. Er will sich konzentriren. Wenn es ihm gelingt, eines der feindlichen Armeekorps zu isoliren und zu vernichten, wird er wieder vorwärts marschiren. Der Plan Moreau's war vortrefflich; nämlich der, jedes Treffen mit dem Kaiser in Person zu vermeiden, zuerst seine Offiziere zu schlagen und ihn dann mit vereinten Kräften der Koalition anzugreifen. Aber Moreau ist todt, und die Verbündeten werden vielleicht zaudern, wie Sachsen und Württemberg noch zögern, sich von dem französischen Bund loszulösen. Gewinnt Napoleon noch eine Schlacht, so ist das Ende erst im nächsten Jahre zu erwarten. In jedem Falle wird er sich, als geschickter Heerführer, der er doch ist, mit nahezu 250 000 Mann, die ihm noch bleiben, bis zum Winter halten. Dies war die Meinung Moreau's, es ist noch heute die Bernabotte's. Ueberstürzen wir also nichts, ich wiederhole es, und handeln wir nur mit größter Vorsicht.“

„Es sei“, sagte der Italiener. „Also, wenn Rochereuil und Sie, Herr Abbé, keinen Einwand dagegen erheben, bleibt alles, wie verabredet. Ich werde am 10. Oktober bereit sein. An dem Tage, da ich Ihre Depesche erhalte, werde ich unsere Leute zusammenberufen, und am folgenden Morgen werden wir im Hotel de Ville sein. Was beabsichtigen Sie, Herr Fouché? Kommen Sie nach Paris oder gehen Sie in das Hauptquartier der Verbündeten, um ihnen im Namen der revolutionären Regierung das Ultimatum Frankreichs zu überbringen? Bedenken Sie, daß wir den Frieden zu diktiren haben, denn wir sind stärker, als Napoleon es jemals gewesen ist. Man schreibt der Revolution keine Bedingungen vor.“

„Wenn Napoleon kalt gestellt ist,“ erwiderte Fouché, „so wird der Friedensschluß keinem Hinderniß begegnen, denn die Koalition wird sich im selben Augenblick auflösen. Der König von Preußen wird mit seinem Volke und der patriotischen Bewegung, die er in seinen Staaten angefaßt hat, genug zu thun haben. Kaiser Alexander hält sich für liberal; Bernabotte verlangt nur, sein Leben in Frieden genießen zu können: die ganze Welt sehnt sich nach Ruhe . . .“

„Mit Ausnahme von uns“, unterbrach ihn der Italiener. „Wir werden wie Cincinnatus nicht eher an den heimathlichen Herd zurückkehren, als bis der Triumph der Freiheit für immer in Europa gesichert ist!“

„Ich will es auch; aber — um auf den Punkt, der uns beschäftigt, zurück zu kommen — meine Anwesenheit im Haupt-

quartier der verbündeten Herrscher wird nicht gleich nöthig sein. Ich werde also nach Paris kommen.“

„Und wann hoffen Sie dort einzutreffen?“

„Zugleich mit meiner Depesche; ich werde, wie Sie, am nächsten Morgen im Stadthause sein.“

Der Italiener machte eine Bewegung.

„Oder,“ fuhr der Sprecher nachlässig fort, „wenn es Ihnen nicht paßt, mich zu empfangen . . . denn an diesem Tage werden Sie der Herr sein . . .“

„Wir wollen uns darüber aussprechen,“ begann der Italiener. „Sie wissen, welches unser wohlüberlegter Beschluß ist. Unser erstes Dekret wird das Inkrafttreten der Verfassung von 1793 sein.“

„Das ist ein Fehler.“

„Nein, keine Mittelstraße, entweder die Gegenrevolution oder das souveräne Volk! Wenn Sie mit den Verbündeten ankommen, können Sie eine Oligarchie, einen Senat, eine Kammer mit einem auf dem Grundbesitz basirten Wahlrecht einführen, können Sie die Ungleichheit und den Egoismus zum Gesetz erheben. Die provisorische Kommune wird eine andere Aufgabe und andere Pflichten haben. Haben Sie nicht eben erst zugestanden, daß überall der Geist der Revolution geweckt werden müsse?“

„Ja.“

„Wohlan! Wie sollen wir anders dahin gelangen, als daß wir dem Volke die Verfassung von 1793 zurückgeben? Das ist das Palladium der französischen Freiheit. Die politischen Rechte der Bürger sind darin fest verprochen, die dem Volke günstigen Aenderungen leicht durchzuführen; kurz — die Ausübung seiner Herrschaft ist ihm darin gesichert, wie nie zuvor. Geben wir dem Volke seine Versammlungen, seine Diskussionen, seine Berathungen zurück, und es wird mit uns sein. Die Verfassung von 1793 ist vom Volke angenommen worden; sie gesteht ihm offen die Ausübung seiner Macht zu, sie ist ein schnell wirkendes Mittel zur Erlangung der Gleichheit, sie ist ein nothwendiger Vereinigungspunkt, um von dort aus die Mißbräuche des Adels und die Herrschaft des Egoismus zu zerstören. Was mich betrifft,“ fuhr der Italiener begeistert fort, „so hat der Schwur, den ich leistete, das Gesetz zu vertheidigen, welches ein wahrhaft großes Volk einstimmig in den Tagen seiner Einigkeit und seines Ruhmes verkündet hat, nie in meinem Herzen verlöschen können. O meine Freunde, Gourjon, Romme, Soubrany, Darthé, Babeuf, Ihr, die Ihr mich in meiner neuen Heimath so großherzig aufgenommen habt, ich werde Eurem Glauben und Eurem Andenken treu bleiben und zu sterben wissen wie Ihr!“

Der Italiener hatte sich erhoben. Er reckte seine hohe Gestalt, und seine edlen, schönen Züge flammten in düsterer Gluth. Das war das Eigenartige an diesem Manne, daß er mit einem praktischen Geist, einer außerordentlichen Feinheit und unglaublicher Klarheit des Blickes bei den Berathungen und der Ausführung der Beschlüsse, einen jugendlichen Enthusiasmus verband. Er träumte von der absoluten Gleichheit in einer nahen Zukunft, doch ohne daß er deshalb aufhörte, mit klarem Auge um sich zu blicken und die Menschen scharf zu beurtheilen.

Als er schloß, erhoben Rochereuil, Abbé Georget und der Offizier sich ebenfalls. Sie ergriffen die Hände Michels, drückten sie und gelobten, ihr Leben der Revolution, der Verbreitung ihrer Prinzipien, der Vertheidigung der ungeschriebenen Rechte des Volkes zu widmen.

Nur der fünfte unter ihnen war sitzen geblieben und folgte dem Schauspiel mit derselben halb spöttischen Miene, mit der er vorher die Worte des Italieners angehört hatte. Er war durchaus nicht überrascht, noch fand er das, was er sah, etwa lächerlich. Die Revolution war noch nicht so lange vorüber, als daß man ähnliche Szenen schon vergessen, und die Gefühle jener großen Zeit waren ihm nicht so fremd, daß sein Skeptizismus irgend etwas Auffälliges darin gefunden hätte. Sogar in seiner Seele regte sich noch ein Rest von revolutionärer Leidenschaft, und wider Willen litt er darunter, daß er nicht im Stande war, ebenso stark zu fühlen wie diese Männer.

Diese Leute sind glücklich, dachte er; selbst am Fuße des Schaffots wird die Flamme, die in ihnen glüht, nicht er-

lösen; sie würden aus Liebe zur Menschheit ruhig in den Tod gehen. Ich werde nur aufrecht gehalten durch die Eitelkeit und die Verachtung der menschlichen Borntheit. Und dabei gelte ich für einen Mann von starkem Charakter! Das dort sind die wahren starken Charaktere! Ich brauche den Erfolg; sie werden selbst im Untergang groß sein.

Mit dem ruhigsten Tone der Welt nahm er das Wort: „Ich stehe mit meiner Meinung allein, wie es scheint, meine Herren; ich ergebe mich oder vielmehr, ich überlasse es der Zeit, zu entscheiden, ob es weise ist, alles mit einem Schlage zu verlangen, und ob Frankreich nach mehr als zwanzig Jahren noch fähig ist, sich aus der revolutionären Höhe zu halten, zu der Sie es erheben wollen. Wir werden uns also im Stadthause wiedersehen. Sie, meine Herren, werden zweifellos auch dort sein?“

Diese Frage war an Rochereuil und Abbé Georget gerichtet, die für einen Augenblick schwiegen.

„O nein,“ antwortete der Abbé zuerst. „Wenn wir glücklich aus dem schweren Unternehmen, das wir vorhaben, hervorgehen, so kehren wir ruhig zurück und pflegen nach wie vor Rochereuil's Garten. Wir sind friedliche Leute und wenig geschaffen für politische Agitationen. Ich besonders bin eigentlich nur für Zeiten der Ruhe geboren. Das Schicksal hat es nicht gewollt. Gute Bücher lesen, schöne Blumen begießen, das ist das eigentliche Leben, zu dem ich bestimmt bin. Statt dessen muß ich drei bis vierhundert Meilen in einem Zuge mit der Post zurücklegen.“

„Sie sprechen nicht im Ernst, meine ich“, sagte der Italiener. „Sie müssen nach Paris kommen. Es wird an Männern fehlen in Frankreich. Eine ganze Generation ist in den Bürgerkriegen und auf den Schlachtfeldern zu grunde gegangen. Ihr Platz ist in unserer Mitte.“

(Fortsetzung folgt.)

### Ein gefährvoller Nachmittag.

Nach Mittheilungen eines Wiener Technikers.  
(Schluß.)

Wir betreten ein viereckiges Gebäude, das ein leichtes Holzdach hat. In der Mitte des Raumes erhebt sich, sieben Meter hoch, bis in die Sparren des Daches hinein, eine Art dicker Thurm von rothbrauner Farbe. Kapitän Nathan deutet darauf und sagt: „Das ist der Strumpf.“ „Der Stolz Waltham Abbeys,“ fügt Freund G. hinzu, „das giebt es sonst nirgends.“ Dieser sogenannte Strumpf ist aus Fäden gestrickt, deren jeder ein armdickes Kabeltau aus bestem Manilahaus ist. Die Stricknadeln dazu kann ich mir nur schwer vorstellen. Dieses Kabelgewirk steht da als eine hohe spanische Wand, die zylindrisch getrümmert scheint, aber eigentlich in zwei spiralförmigen Bindungen um einen Raum herumgeht, in dem die hydraulische Presse steht. Im Innenraum der Spirale kann ein Mann kommen und gehen. An drei Stellen sind durch die Maschen des Strumpfes Fernrohre gesteckt, durch die man das Arbeiten der Presse genau beobachten kann. Um ein Fernrohr durchzustechen, muß man eine Wäsche mit mächtigen eisernen Zangen so weit auseinanderziehen; dies mag Ihnen einen Begriff von der Stärke des Strumpfes geben. Ich will mich dem Strumpfe nähern, durch eines der Hohre gucken, aber es ist unmöglich, denn Kapitän Nathan hat mich freundschaftlich am rechten Arm genommen und läßt ihn nimmer los. Nun nimmt mich auch noch Freund G. am linken Arm und hält auch diesen fest. „Wir müssen Sie fixiren,“ wisperst Freund G.: „es ist Gewissenssache.“ Obnehin hat mich der einzige Arbeiter, der im Raume ist, mit einem Blick angesehen, als traue er seinen Augen nicht. Er steht noch immer zwischen mir und der seitwärts aufgestellten Maschine, die die Presse bedient, als solle ich nur über seine Leiche weg zum Motor vordringen. Seine tragenden Blicke kreuzen sich indes mit beruhigenden Winken des Kapitän, und er geht wieder an seine Arbeit. Er bewegt sich wie ein Verschwörer oder Einbrecher; lautlos schleicht er zur Thür und dreht den Schlüssel zweimal um, dann hantirt er an der Maschine, dann begiebt er sich in die Spirale des Strumpfes. Ich habe eine Art Vorgefühl, daß er nie wieder herauskommen wird. Er hat die Presse untersucht, geht, in Stand gesetzt, eine von Abel erfundene Presse, an der alles in Kniegelenken läuft und alles vermieden ist, was die chargo zum Explodiren bringen könnte. Die geringste feilliche Reibung, ein kleiner Zwischenraum unter dem Stempel etc. könnte das bewirken. „Ist das schon vorgekommen?“ frage ich. — „O, schon wiederholt.“ — „Und was geschieht dann?“ — „Die Explosion geht nach oben, mit einem Riesentrach, aber ohne Flamme, und das Dach fliegt 300 Meter weit fort, darum ist es so leicht gezimmert, bloß 40 Zentner. Und das Komische dabei ist, daß das Quantum Schießbaumwolle unverbrannt zurückbleibt. Man nennt das eine Luftexplosion. Ursache unbekannt.“ — „Und der Strumpf?“ frage ich. — „Unversehrt,“ sagte der Kapitän überlegen, „und wir natürlich auch.“ Eben erscheint der Arbeiter wieder, noch ganz lebendig. Er nimmt eine meterlange zylindrische Masse von Schießbaumwolle in die Arme,

wie ein Kind seine Puppe; die soll nun auf Handbreite zusammengepreßt werden. Wieder verschwindet er in der Spirale, legt die Masse in das stählerne Aufnahmugefäß, setzt den Stempel auf. Dann bringt er die Maschine in Gang, immer schneller geht der Stempel auf den Sprengstoff nieder. „Sir Frederic Abel hat das Wort,“ sagt Colonel Nathan. Alle unsere Augen hatten am Manometer, dessen Zeiger bald 100, 150, 200 Atmosphären zeigt. Mir wird etwas schauwiler, es stellen sich unwillkürliche Zuckbewegungen ein. Freund G. lächelt: „Was Sie da sehen, ist ja nur die erste Pressung.“ Ich danke!

Unzersprengt gelangten wir ins Freie. „Sie wissen, das alles können Sie nur bei uns sehen, anderswo ist es anders,“ sagte Freund G. Wir gingen dann in ein anderes Haus und ich sah die zweite Pressung, mit noch höheren Drucken. Diese haben den Zweck, die Schießbaumwolle wasserfrei zu machen, ohne das anderswo gebräuchliche Trocknen durch Hitze anzuwenden. Bald war ich an die höchsten Pressungen gewöhnt und mir fiel einer meiner Freunde ein, dem es gelungen ist, Schießbaumwolle zu 2000 Atmosphären Druck, unter Zusatz ellischer Tropfen Terpentinöl, in eine hornartige, zitronengelbe, wie Glas durchsichtige Masse zusammenzupressen. Ich schwang mich schließlich bis zu einem Lächeln über die Atmosphären von Waltham Abbey auf. Ich sah dann noch aus dickflüssigem Nordite endlose, koloophonumgelbe, biegsame Maccaroninudeln pressen, ich sah sie auf Holzhaspeln kleinschneiden u. s. f. „Eingeteufelt,“ wie Mephisto von Faust sagt, ging ich dann zum Nitroglycerin über.

Das ist das Allerheiligste von Waltham Abbey. Wenn man schon durch unerhörte Mittel und Mittelsmänner sich die Erlaubniß zum Besuch der Fabrik er... schwindelt hat, muß man sich erst noch eine besondere Erlaubniß zum Betreten des Nitroglyceringebietes verschaffen. Es ist durch eine Art Parkzone von der übrigen Fabrikation getrennt und kein Ueingeweihter darf ihn betreten. Quinton Hill, dieser Name bedeutet das schlechterdings Unnahbare. So heißt der abseits aufsteigende Hügel, wo sich die Nitroglycerinwirthschaft befindet. Er scheint eher für eine idyllische Milchwirthschaft geeignet. Uralte Bäume umkränzen ihn, und man staunt, keine Schafsheiden werden zu sehen. Schon von weitem sah ich unter den alten Eschen einige rothe Gestalten sich feierlich auf Filzsohlen dahinbewegen, immer paarweise, und jedes Paar trug an einer geschulterten Stange eine Art heiliger Lade, die mit weißhin sichtbarbarem Respekt behandelt wurde. Sie war nämlich eigentlich eine Guitapercha-Planne mit Nitroglycerin. Jeder Arbeiter im Nitroglycerinbezirk ist nämlich brennroth gekleidet, damit man ihn beizeiten aus dem Wege gehen kann. Als wir Quinton Hill erstiegen hatten, sah ich eine Anzahl rasenbegrünter Erdwälle, die jede einzelne Fabrikationsstätte im Viereck umgeben. Aber jede Stätte bestiehe aus zwei solchen, nur durch ein Meirohr verbundenen Vierecken, damit wenigstens nicht beide zugleich explodiren. Und dennoch flogen wenige Wochen nach meinem Besuch zwei solche kombinierte Räume in die Luft. Von den Beschäftigten blieben nur zwei am Leben, in jedem Raum einer. Und nun war es merkwürdig, daß jeder von ihnen behauptete, das andere Gebäude sei zuerst explodirt. Ehe wir das erste Viereck betraten, mußten wir sogenannte „Elephantenfüße“ anziehen. Dies sind ungeheure Kniekiesel, ganz aus gelbem Sohlenleder, und stets absolut staubrein gehalten. Unsere eigenen Schuhe waren verpönt, denn sie waren mit Sand von der Straße „insgirt“ und dieser Sand konnte etwaige Spuren von Nitroglycerin am Boden zum Krachen bringen... Und wieder stand ich an Bleiwannen voll verdächtigter Saucen und sah die beiden Säuren bei ihrer Vermischung in furchtbare Brunst gerathen, so daß sie eine ganze Nacht brauchen, um ihr Temperament wieder zu beruhigen. Und ich sah das neueste Druckluftgebläse, mit dem das Glycerin als feiner spray (Sprühregen) unter die Säuremischung geblasen wird, daß er perlend zur Oberfläche steigt... jede Perle bereits eine Miniaturbombe, die mich zerreißen würde... und oben steht das Höllezeng dann in großen öligen Tropfen, eine ganze Schichte, und man zieht es mit Hebern ab, wie einen harmlosen Lischwein. Sehr harmlos sieht die Sache aus, in der That, aber man braucht nur die Aufmerksamkeit auf den Gesichtern der wenigen Wissenden zu betrachten, wie sie die in den Bleiwannen befindlichen Thermometer ablesen, um hinter das Problematische des Moments zu kommen. Es ist eine förmlich fieberhafte Spannung in ihren Zügen, denn ein unrichtiger Temperaturgrad... und alles fliegt zu den Bestirnen. Darum hängen mehrere Thermometer in jedem Kessel, so daß sie einander kontrolliren. Und nicht in Grade sind sie getheilt, sondern in Zehntelgrade; denn mit solchen wird hier gerechnet. Und selbst ablesen kann nur der Wissende, denn es sind Thermometer mit Geheimskalen, mit verschobenen Graden, so daß der Nullpunkt sich vielleicht auf 237/10 Grad befindet. Wer das Geheimniß dieser Thermometer nicht kennt, ist in dringendster Lebensgefahr, selbst wenn er weiß, bei welcher Temperatur er mit dem Einsprühen von Glycerin aufhören muß. Denn hier ist alles Leben und Tod; alles.

Ich hatte die Unerfälllichkeit, das Lager von Cordite sehen zu wollen, um, da ich doch einmal da war, auch auf diesem Vulkan gestanzt zu haben. Aber da hieß es, ein Lager von Cordite gebe es überhaupt nicht. Man zeigte mir ein großes Thor, durch das eine Eisenbahn lief. Dieses Thor ist wiederum unbetretbar, selbst für besetzte Betreter von Quinton Hill. Auf den Schienen sah ich eine Reihe mennigroth gestrichener Lastwagen stehen. Das ist einer unserer Feuerzüge,“ hieß es, „unser fertiges Produkt geht immer

sofort nach Woolwich ab.“ Der Ton, in dem dies gesagt wurde, entsprach etwa dem Sage: „Wozu sollen wir die Hölle im Hause behalten?“

Es war acht Uhr geworden, als ich Waltham Abbey verließ. Fünf Stunden lang hatte ich das Grufeln genossen, mit dem ein Aufenthalt in solcher Gegend denn doch verknüpft ist. Einen Eid, nichts auszulaudern, brauchte ich nicht zu schwören; ihre eigentlichen Geheimnisse hatten sie mir, die Herren Mac Clintock und Nathan ja doch nicht verrathen. —

### Kleines Feuilleton.

**d. Straßenpflasterung.** Es ist ein trüber Novembertag, dessen graue, feuchte Luft die gerade Straße, deren Häuser nichts besonders Unterscheidendes haben, noch eintöniger wie sonst erscheinen läßt. Die wenigen Menschen, die über die Straße schreiten, sehen auch trübe und grämlich aus, so daß nichts anderes in der Straße zu wohnen scheint, wie graue, matte Schwermetalle. Plötzlich kommen um eine Ecke mehrere Kinder im Haschenpiel. Sie kommen aus der Schule und schlentern nun ihre vom Stillsitzen schlaffen Glieder aus. Doch in der Straße bleiben sie erstaunt stehen. Dort, wo sie gestern Abend noch übers Pflaster eilten, ist alles aufgewühlt. Mehrere starke Männer mit muskulösen Armen brechen mit Eisenstangen das Pflaster auf, andere werfen die losen Steine zur Seite auf einen Haufen. Zu den verwundert dastehenden Kindern kommen nach und nach immer mehr hinzu; große und kleine stehen verblüfft auf dem Bürgersteig in dichten Reihen und schauen stumm den Männern zu, die trotz der kühlen Luft in Hemdsärmeln arbeiten, die sie oben-drein noch hochgestreift haben. Als ein Steinwagen die holperige Straße bis zu dem Steinhaufen entlang fährt, und vom Kutscher und einem anderen Manne die Steine mit Gepolter auf den Wagen geworfen werden, kommt in die Kinderschar Leben. Mehrere größere Knaben eilen in die Häuser, aber bald kommen sie ohne Schulbücher wieder heraus und springen hin zum Steinhaufen. Mit großer Anstrengung heben sie die schweren Stücke auf und reichen sie den beiden Männern. Sie lächeln und leuchten bei der ungewohnten Kraftleistung, aber alle welkeisen in der Schnelligkeit und keiner tritt müde zurück, wenn ihm auch der Schweiß von der kleinen Stirn rinnt.

Nun ist der Bann des Neuen gebrochen und alle Kinder des Viertels benutzen die Straßenpflasterung als eine seltene und darum desto wertvollere Unterhaltung. Die großen Knaben helfen mit Sand umgraben, kleinere verpacken die Steine und die allerkleinsten backen Sandfuchsen. Aus den schüchternen, bleichen Großstadtkindern, denen das Spiel im Hansfuß und Hof vom Wirth untersagt ist, sind mit einem Male lebhafteste Geschöpfe geworden, die mit rothen Backen und leuchtenden Augen auf der Straße zwischen den Erd- und Steinhaufen fast ungehindert tummeln, denn Angst vor den Wagen brauchen sie heute nicht zu haben, und die Weiseger lassen ihren kleinen hilfsfertigen Heimgelächern ruhig gewahren, wenn sie ihnen nicht zu sehr im Wege sind. So manches der Kinder sieht zum ersten Male soviel Erde, und das Entzücken über soviel Spielgelegenheit, die ihnen dadurch geboten wird, läßt die Kinder lauter und länger lärmen, als es ihnen Mutter erlaubt hat. Aber wenn es auch wegen des langen Tummelns und der beschmutzten Kleidung einen Aufschauer giebt, die Kinder sind am nächsten Tage doch wieder zwischen den „Vergen und Thälern“ zu finden, bis die neue Steindecke ihnen diese Freuden wieder nimmt. —

— **Eine Lach-Charakteristik.** Den Charakter eines Mannes sofort an seinem Lachen erkennen zu können — behauptet ein berühmter Nervenspezialist. Der scharfsinnige Arzt will die Beobachtungen gemacht haben, daß jeder Mann, der ein lautes „Ha, ha, ha“ lacht, sehr impulsiv ist, unbeständig in seinen Neigungen und jähzornig, sonst aber offen und ehrlich handelt. „Ha, ha, ha“ ist das Lachen eines schadenfrohen, zynischen Menschen, dessen Selbststicht keine Grenzen kennt. Einen falschen, hinterlistigen Charakter soll der Mann besitzen, der ein eigenthümliches breites „Heh, heh, heh“ lacht; klingt es schnell hinter einander und meckernd, dann ist das betreffende Individuum meist harmloser Natur und nicht besonders geistreich. Ein sehr schüchtern Mann, der aber ein gutes Herz und warmes Gemüth besitzt, wird gewöhnlich ein nicht sehr wohlklingendes „Hi, hi, hi“ von sich geben. Hört man aus irgend einer Männerkehle ein vollklingendes „Ho, ho, ho“ erschallen, dann kann man sicher sein, daß der Betreffende ein tollkühner Bursche ist, mit dem anzubändeln nicht recht ratsam wäre. Ein tiefes, langvolles nicht zu lautes Lachen ist stets ein Zeichen von großer Herzensgüte und edlen, unwandelbaren Gefühlen. —

— **Frauen als berufsmäßige Vertreterinnen französischer Literatur im Auslande.** Die Thatsache, daß die französische Literatur und besonders das Pariser Schauspiel die erste Stelle in der Bühnenthätigkeit aller Kulturländer einnimmt, ist nicht nur das Ergebnis der dem französischen Drama inwohnenden werbenden Kraft, sondern es wirken hierbei auch recht äußerliche greifbare Hilfsmittel mit. Wie man jetzt erfährt, unterhält die Gesellschaft der französischen Bühnenschriftsteller schon seit vielen Jahren enge geschäftliche Beziehungen mit Theateragenturen aller Länder, und das französische Kultusministerium gewährt zur Unterstützung dieser ausländischen Agenturen namhafte Beiträge, worüber jedoch bisher niemals etwas in die Oeffentlichkeit gelangte. Neuerdings tritt hierzu noch eine ideale Unterstützung seitens der

Pariser Akademie durch Verleihung der großen Medaille für die Beförderung der französischen Literatur. Diese ausländischen Vertreter der Pariser Dichtkunst sind fast ausschließlich Frauen. Auch in Deutschland sind solche in größerer Zahl thätig; die Medaille der Akademie ist allerdings bisher nur an Amerikanerinnen verliehen worden. —

### Literarisches.

g. b. Jakob Wassermann: „Die Schaffnerin“. Die Mächtigen“. Novellen. München. Albert Langen. — Beide Novellen behandeln ähnliche Stoffe. Bei beiden bildet ein Mord den Vorwurf; bei beiden ist das Weib der direkte oder indirekte Grund hierzu; bei beiden sind es Unterdrückte, die endlich, nachdem sie lange Zeit alle Knechtungen als selbstverständlich hingenommen, mit einem jähen Ruck die Fesseln sprengen, aber auch zugleich mit ihnen die Bande zerreißen, welche sie mit der menschlichen Gesellschaft verknüpfen. Nun kann an sich der Vorwurf des Mordes durchaus künstlerisch sein — ich erinnere nur an Dostojewski's „Schuld und Sühne“ — aber dann muß man eben verstehen, uns die That feilisch zu erklären. Doch das hat Wassermann in der „Schaffnerin“ nicht vermocht. Die Gestalten des Unterdrückten und des Geknechteten sind im Guten wie im Bösen zu Karikaturen verzogen. Der Gutsvorsteher: eine Bestie mit einem an Wahnsinn grenzenden Zerstörungstrieb, die Schaffnerin ein psychologisches Märchen, der Schwächling von Mörder ein gar zu arger Waschlappen. Besser begründet erscheint die zweite kleine Novelle „Die Mächtigen“; doch ist dieselbe zu tendenziös, um rein künstlerisch zu wirken. Trotz der Fehler ersieht man aus beiden Arbeiten ein starkes, eigenartiges Talent. —

### Theater.

— **Ostend-Theater.** „Klippen der Weltstadt“ heißt ein von Karl Pauli gedichtetes Berliner Sittenbild, das am Montag unter den Frankfurter Linden zur Aufführung kam. Das Stück handelt von der Schlechtigkeit der Menschen. Man sollte nicht denken, mit was für Gefahren junge Mädchen und jungverheiratete Frauen in einer Stadt wie Berlin zu kämpfen haben, wenn es einem auf starke Wirkungen bedachten Theaterdichter in den Plan paßt. Da ist das Dienstmädchen Margarethe, das sich mit Mühe aus der düsteren Jammergeißel des Elternhauses gerettet hat, um geradezu einer infamen Kupplerin ins Gehege zu laufen. Es ist ein wahres Glück, daß Margarethe aus den Krallen dieser Person unbeschädigt entkommt, aber nun bricht erst das richtige Verhängnis über sie herein. Das gute Kind hat in dem Hause eines Photographen Stellung gefunden. Was ein wirklicher Dichter ist, der kennt kein Mitleid, und so bringt Herr Pauli es zu wege, daß Margarethens neue Madame auch eine Person ist, die zufällig, und zwar ebenfalls, ohne rauponirt zu werden, mit der Kupplerin Bekanntschaft machte. Durch die Boshaftigkeit einer leichtfertigen Dirne kriegt der Gemahl von der dunklen Affäre zu wissen, und jetzt passiert es nicht allein, daß der Empörte sich mit Zyankali vergiftet, nein, Margarethe wird auch von einem Polizeikontenant, der so ungeschickt seines Amtes waltet, daß die Behörde das ganze Stück verbieten wollte, für die Mörderin ihres Dienstherrn gehalten und arretirt. Nach so viel schuldlos ertragenem Jammer ist es ein wahres Labfal, daß sich am Ende doch noch ein braver und vorurtheilsfreier Schlossergeselle findet, der Margarethe heirathet.

Die Zuschauer waren so beifallsfreudig, als ob es in Akkordarbeit ginge; je schauriger eine Szene abschloß, desto energischer wurde geklatscht. Zum Glück wurde recht gut gespielt. —

### Kunst.

— **Ueber Bronze-Guß** sprach vor einigen Tagen im Königlich-kunstgewerbe-Verein Dr. v. Falke, der Direktor des Kölner Kunstgewerbe-Museums. Gute Bronze ist eine Legirung von Kupfer und Zinn, und zwar im Verhältniß von 90 zu 10. Wohl wird auch oft noch Zink zugesetzt, wodurch die Masse billiger und leichter gießbar gemacht wird; aber ihre Haltbarkeit und schönes Aussehen büßt dadurch die Bronze mit der Zeit ein. Während die Bronze-Denkmalen in den meisten Fällen gegossen werden, giebt es auch einige aus Kupferblech getriebene, bei denen es infolge ihrer Größe oder ihrer hohen Aufstellung nicht so genau auf die Detailarbeit ankommt. Derartige Denkmäler sind der Hermann im Teutoburger Walde und die Vittoria auf dem Brandenburger Thor in Berlin. Ihre Herstellung ist billiger als der Guß, aber seine Feinheiten müssen diese Werke behren. Die Kunst des Gießens ist schon den Alten bekannt gewesen und zur Zeit Alexander's bereits zu hoher Vollkommenheit ausgebildet worden. Von den Römern sind uns Fragmente von gegossenen Kolossal-Statuen erhalten geblieben. Die Statue des Marc Aurel auf dem Kapitol-Platz zu Rom ist die einzige, die unbeschädigt sich erhalten hat. Das Mittelalter lieferte anfangs infolge der Mangelhaftigkeit seiner Gießtechnik nur kleinere Werke. Erst im fünfzehnten Jahrhundert konnte mit der Renaissance auch der Bronzequß seine Wiedererhebung feiern. Donatello war der erste, der (von 1444 ab) ein großes Gußwerk herstellte: das Reiter-Standbild des Gattamelata; ihm folgte Andrea del Verrocchio mit dem Reiter-Standbilde des Bartolomeo Colleoni in Venedig, das als das großartigste Denkmal aller Zeiten und Länder gepriesen worden ist. Die Gieß-Kunst verbreitete sich in der Folgezeit in Italien und Frankreich. Der Nebner erläuterte dann die verschiedenen alten und neuen Gieß-Techniken, schilderte den heute nicht mehr geübten Guß

mit Wachsverschmelzung, der neben seinen großen Vortheilen des raschen und bequemen Aufbaues des Kerns und Mantels den Nachtheil hatte, daß das Werk des Modell-Künstlers unwiederbringlich verloren ging. Bei dieser Methode wurde nämlich auf den Kern (der den Hohlraum des zu gießenden Denkmals abgiebt) eine Wachschiicht in der Dicke der zu gießenden Bronze aufgetragen, auf welche der Künstler das Denkmal modellirte. Dann wurde darauf der Formsand oder eine andere feuerfeste Mischung mit dem Pinsel aufgetragen und verstärkt. Hierauf das Ganze erwärmt, wobei das Wachs ausfloß und sich dergestalt der Hohlraum für den Guß bildete. Jetzt beginnt man mit der Herstellung der Form umgekehrt, mit dem äußern Theil, dem zerlegbaren Mantel. Eine besondere Wichtigkeit hat die Behandlung der Oberfläche nach dem Guß. Zunächst muß die Gießhaut abgenommen werden, was in früherer Zeit durch sorgfältige Ziselirung erreicht wurde, heute durch Behandlung mit Wehwasser oder Anwendung von Stahlbürsten geschieht. Einen großen Vorzug hat die künstlich ziselirte Oberfläche: sie patinirt gut. Eine gute Patina kann sich in grünem oder braunem Ton entwickeln; sie erhält aber dem Werke jedenfalls eine glatte Oberfläche. Daß unsere Denkmäler nicht gut patiniren, liegt daran, daß man die Oberfläche nicht genügend glättet. Eine glatte Oberfläche läßt das Kunstwerk in der ersten Zeit stark glänzend erscheinen, zeigt es also zunächst in seiner schönsten Erscheinung. Später, wenn die Patina ansetzt, wird es aber von Jahr zu Jahr schöner. Die mattirte Oberfläche, die das Werk bei der Entfaltung allerdings schöner erscheinen läßt, bietet aber dem Staub und Schmutz Poren, in welchen sich diese Unreinlichkeiten festsetzen können, so daß man bald nicht mehr unterscheiden kann, ob man ein Werk von gemeinem Gußeisen oder von Bronze vor sich hat. Eine künstliche Patinirung hat man beim Vergabrunnen in Berlin versucht, aber sie hält auf die Dauer nicht vor und wird doch schwarz. —

**Erziehung und Unterricht.**

— Die Zahl der Frauen und Mädchen, welche an der Berliner Universität den Vorlesungen beiwohnen, hat noch niemals eine solche Höhe erreicht, wie mit Beginn dieses Wintersemesters. Ungefähr 200 Zuhörerinnen haben sich für den Besuch der Vorlesungen vorschrittsmäßig angemeldet und sind auf Grund ihrer Zeugnisse zu denselben zugelassen worden. Die Vorlesungen, welche die Frauen hören, erstrecken sich auf die juristische, medizinische und philosophische Fakultät. —

**Paläontologisches.**

— Paläontologischer Fund. In den vierziger Jahren wurde in Kyme auf Euböa ein Koblenlager abgebaut, in dem man Knochen von übermäßiger Größe fand, die für Mammutknochen erklärt wurden. Auf Anlaß des jetzigen Direktors des Bergwerkes hat das oryktologische Museum den Dr. Stuphos, der auf Kosten der griechischen Regierung in Deutschland seine Ausbildung erhalten hat, nach Kyme gesandt. Herr Stuphos hat dem athenischen Bericht-erstatler der „Kölnischen Zeitung“ folgende Mittheilungen gemacht. In einer Tiefe von 143 Meter grub er im Kalkmergel die Knochen eines prähistorischen Thieres aus. Er fand den Schädel, dessen Länge 0,72 Meter beträgt, Schulterblätter, leider nur wenige Wirbel der Säule, obere und untere Extremitäten ganz und Rippen sowie Brustbein vollständig. In den Rippen fehlten einige Zähne, von denen aber Stücke gefunden wurden. Der Knochen waren so viele, daß dazu 16 Kisten nothwendig waren. Die Knochen harren ihrer Zusammenstellung und Aufstellung im Museum, dann erst wird der Finder seine Meinung über die Art des Thieres, dessen Knochen er gefunden, abgeben können und sie in einer deutschen Fachschrift veröffentlichen. In der losen Kohlen-schicht fand der Forscher, der zwei Monate lang 143 Meter unter der Erde suchte, den Unterkiefer eines Wiederkäuers, den er einer vorhistorischen Gattungsart zuschreibt. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

— Ueber Veredelungsversuche mit einjährigen auf mehrjährige Pflanzen und umgekehrt berichtete unlängst im Verein zur Beförderung des Gartenbaues Garteninspektor Lindemuth. Bei den Versuchen haben sich bemerkenswerthe Beobachtungen ergeben. Das mehrjährige Solanum auriculatum auf Zwiebelkartoffel veredelt, ist nicht nur selbst am Leben geblieben, sondern hat auch die Kartoffel (bis jetzt) am Leben erhalten, so daß sich hier eine Aussicht eröffnet, einjährige Pflanzen in ausdauernde umzugüchten durch Pfropfung mit einer ausdauernden Art. Umgekehrt vermochte es die Kartoffel, auf Sol. auriculatum gepfropft, trotz der ausdauernden Unterlage nicht über ihre natürliche Lebensdauer hinauszubringen. Vor dem Absterben bildete sie an der Veredelungsstelle kleine Knöllchen. —

**Bergbau.**

— Ueber die Erzlager des Malmberges in Lappland sprach in einem Berliner Verein Berg-rath Bedding, der sie im Auftrage der Regierung einer Untersuchung unterzogen hatte. Es handelte sich darum, festzustellen, wie groß die Vorräthe an Magneteisenstein in dieser Gegend sind. Da die deutsche Eisenindustrie das phosphorhaltige Eisen nothwendig braucht, so gehen diese Vorräthe fast ausschließlich nach Deutschland. Bald wird eine Jahreseinfuhr von 90000 Tonnen erreicht sein. Bedding hat nun ausgerechnet, daß bei einer Jahresgewinnung

von 600000 Tonnen das Erz erst in 100 Jahren erschöpft sein wird. An Ort und Stelle werden die Erze in fünf Sorten getrennt, gehen dann mit der Bahn nach dem nächsten Hafen, wo sie eiligt, da der Hafen nur 3 Monate eisfrei ist, in die Schiffe verladen werden und kommen dann fast ausschließlich nach Danzig. Interessant ist ein Blick auf die Bevölkerung, die im hohen Norden diese Schätze zu tage fördert. Daß überhaupt in diesen hohen Breitengraden noch menschliche Ansiedelungen bestehen können (sie liegen nördlicher als z. B. Kanada und ein Theil Grönlands), ist dem warmen Golfstrom zu danken. Trotzdem ist das Leben der Bevölkerung natürlich nicht beneidenswerth. Jetzt arbeiten 1500 Leute dort, früher waren es mehr. Die Arbeiter sind eine buntzusammengewürfelte Menge. Ein Polizeibeamter, den man für sie hingeschickt hatte, reichte nicht mehr aus. Da kam man auf einen Gedanken: man ließ die Leute aus ihren eigenen Reihen sich eine Polizei bilden. Und siehe da — es bewährte sich ganz ausgezeichnet. Diese Polizei geht sehr streng vor und hat es z. B. dahin gebracht, daß Eigenthumsvergehen überhaupt nicht mehr vorgekommen sind! Vertrauen wird mit Vertrauen belohnt. Das Leben der Leute ist einsörmig. In der dunklen Jahreszeit wird bei elektrischem Lichte gearbeitet. —

**Humoristisches.**

— „Freisinn“ - Jämmer. Frau zu ihrem Mann, der Abgeordneter ist: „Du hast Dich gestern ja wieder mal nett ausgeführt im Landtag! Schämst Du Dich nicht, eine Rede gegen das Militär zu halten, Du, ein Familienvater von vier erwachsenen Töchtern?“ —

— Dazu reicht es. Leider hat man bei dem jungen Erbprinzen eine abnorme Schädelbildung feststellen müssen. Ein Konsilium von Ärzten befindet sich gerade bei ihm zur endgiltigen Untersuchung. Der Fürst harret bangend im Nebengemach. Endlich erscheinen die Herren: „Königliche Hoheit — es thut uns leid, aber es läßt sich nicht mehr vermeiden, wir müssen leider konstatiren, die Gehirnbildung bei seiner Königlichen Hoheit dem Erbprinzen — es ist fast mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er nie zu völliger geistiger Helligkeit . . .“

Der Fürst: „Aber regieren wird er doch können?“

Alle, einstimmig: „Jaawohl, Königliche Hoheit.“

(„Simplicissimus“.)

**Vermischtes vom Tage.**

— Neues Postdeutsch. Auf der Rückseite der neuen Kartenbriefe steht zu lesen: „In denjenigen Verkehrsbezeichnungen zum Ausland, wo das Briesporto 20 Pf. beträgt, ist das Franko um 10 Pf. in Marken zu ergänzen.“ —

— Die größte Rhederei-Gesellschaft der Welt ist die Hamburg-Amerika-Linie; sie ist der größten englischen Rhederei, der „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company“ um 3805 Tons im Brutto-Raumgehalt und 10154 Tons im Netto-Raumgehalt überlegen. —

— In Hamburg mußte der Waffist Wiegand, der bis vor Jahresfrist an der Münchener Hofoper thätig war, einer Irrenheilanstalt übergeben werden. —

— In Altpilau fiel ein Arbeiter in einen siedenden Thrankeffel und wurde sofort getödtet. —

— In Groß-Schelm bei Pleß fuhr ein Bauer mit seinem Pferde mit einem Radfahrer um die Wette. Er verlor, und sein Pferd verendete am Ziele. —

— Dem Abtheilungschef der russischen Hofpolizei, Baron v. Anspach, der sich während der letzten Anwesenheit des russischen Kaisers in Deutschland ebenfalls hier befand, ist bei dem Besuche in Koburg eine kostbare Busen-nadel gestohlen worden. —

— Am Montag Abend explodirte in Schleuditz bei Leipzig ein Ervaktieur der Lederfabrik von Ottomar Dinkler. Ein Theil der Fabrik flog in die Luft. Der Feuermann der Maschine und zwei Arbeiter waren sofort todt. Vier Arbeiter werden noch vermisst. Der Körper des einen der Getödteten wurde 80 Meter weit fortgeschleudert und auf das Dach eines Hauses geworfen. —

— Von einem sonderbaren Wagen berichtet der „Seeländer Vot“: „Ein eigenartiger Unfall ereignete sich am Freitag in der Elisabethenstraße in Basel in der Nähe der Kirche. Die Tramlinie macht dort eine Kurve, wodurch der Wagen einen ziemlich starken Stoß erlitt. Er stürzte infolge des Stoßes auf die Straße und schlug sein Gesicht auf den Kaminstein auf, so daß er bewußtlos liegen blieb. Von Passanten wurde er nach der Elisabeth-Apothek gebracht, wo ihm schnelle Hilfe zu theil wurde. Nachdem er sich wieder erholt, konnte er allein den Heimweg antreten.“ —

— In Konstantinopel verspürte man am Montag Nachmittags ein starkes, drei Sekunden dauerndes Erdbeben. —

e. In Chester County (Pennsylvanien, Nordamerika) ist eine 96 Jahre alte Frau zu der Erkenntniß gelangt, daß die Ehe mit ihrem 88 Jahre alten Gatten, den sie vor drei Jahren geheirathet hat, eine unglückliche sei; sie will sich scheiden lassen. —